

Was bisher geschah

Reneé Förster wird als Findelkind von Rosie und Harald Förster liebevoll aufgezogen. Nach dem Tode der Zieheltern wohnt sie in Garmisch-Partenkirchen.

Reneé ist finanziell unabhängig und sportlich sehr aktiv. Seit frühester Jugend ist sie von den fernöstlichen Kampfsportarten fasziniert und hat neben anderen Kampfsportarten die Schwertkampftechnik mit zwei Schwestern im klassischen Nitens ichi ryu-Stil erlernt.

Eines Tages erhält Reneé einen Brief aus Neuseeland von dem Notariat Huber & Costner. Ihr wird mitgeteilt, dass ihr leiblicher Vater, David Copeland, sie als Erbin in seinem Testament vorgesehen hat.

Sie fliegt nach Auckland und lernt die Versicherungs-Detektivin Lucy Rowland kennen, die auf der Suche nach gestohlenen Antiquitäten ist. Unter anderem nach zwei kostbaren Langschwertern, dem Aku Ryou Taisan und dem Ryouko maru. Involviert in diese Diebstähle sollen Reneés Vater und sein langjähriger Vertrauter Marc Dacasyi sein, der ebenfalls im Testament bedacht wurde.

Nach der Testamentseröffnung weist Reneé die Avancen von Notar Hal Costner zurück.

Reneé lernt Marc Dacasyi näher kennen und als er ihr von ihrem Vater und ihrer Mutter erzählt, beginnt sie ihm zu vertrauen.

Bei einem Überfall vor ihrem Hotel, kommt ihr Lucy Rowland zu Hilfe. Unter den Verbrechern erkennt Reneé den Notar Hal Costner. Von einem der Gangster erfährt Reneé, dass ihr Vater im Besitz eines antiken Artefaktes, eines Gargoyls, sein soll. Bei der Schießerei wird der Gangster von seinen eigenen Leuten erschossen. Lucy kann die Verbrecher verjagen.

Zusammen flüchten sie anschließend in das Antiquitäten-Lager zu Marc Dacasyi. Dort findet Lucy die gestohlenen Schwerter. Bevor Marc alles erklären kann, werden sie von Karl Urbansky und dessen Gangstern überfallen.

Bei dem Kampf erschießt Lucy Hal Costner, wird aber dabei selber verwundet. Bevor sie von den Gangstern überwältigt werden, öffnet Marc mit Hilfe des Artefaktes ein Tor zu einer Ebene, die Niihama heißt. Sie können auf die Ebene fliehen und bevor Urbansky mit seinen Männern folgen kann, schließt sich das Tor.

Nachdem sich Lucy von ihrer Schusswunde erholt hat, erklärt Marc ihnen, dass sie auf einer künstlich erschaffenen Welt sind, die Niihama heißt. Reneés Vater hat diese Ebene erschaffen und wird von den Bewohnern ‚Gott Svanson‘ genannt.

Marc Dacasyi wurde von Gott Svanson im Jahre 1638 im Alter von 25 Jahren mit anderen Menschen aus der Gegend von Shimosuwa am Suwa-See auf die Ebene Niihama gebracht. Marcs richtiger Name ist Yagyu Kissaki Kenshi und er war Schüler von Miamoto Mushashi, einem der berühmtesten Samurai und Schwertkampfmeister.

Marc gesteht, dass Reneés leibliche Mutter Alexandra Copeland auf der Ebene von Niihama versteckt wurde. Sie lebt bei dem Indianerstamm der Choctaw, der sie als die „Frau des Gottes“ verehrt. In ihrer Gesellschaft befindet sich Gott Annas, die Schwester von Svanson.

Marc findet die toten Wächter der Ankunftsstelle, und stellt fest, dass sich Akatsuki auf der Ebene befinden, die Todfeinde aller Götter und der Menschen.

Zusammen machen sie sich auf den Weg zur Heimstätte von Gott Svanson, die sich auf dem Berg Chochokpi befindet. Und nur von dort aus können Reneé und Lucy wieder auf die Erde zurück.

Auf dem Weg zum Dorf der Choctaw tötet Reneé eine Riesenschlange. Danach treffen sie auf eine Gruppe Choctaw-

Indianer, die Anführer wollen sie auf ihre Reise begleiten. Sie überleben ein schweres Unwetter und geraten in einen Kampf mit der Harpyien-Königin Antiope.

Unterwegs erfahren sie, dass Reneés Mutter Alexandra und ihre Tante Annas zusammen mit der Häuptlingstochter Nadowessiu bei einem Überfall durch Cherokee verschleppt wurden.

Unter der Führung von Marc wollen sie und einige Choctawkrieger die Verschleppten befreien. Unterwegs werden sie von Zentauren überfallen. Nur mit Mühe und Not überleben sie und zwei Choctawkrieger den Kampf.

Als sie das Cherokee-Dorf von Häuptling Toto' di erreichen, in dem die Gefangen festgehalten werden, müssen sie mit ansehen, wie die Akatsuki aus einem Flugboot heraus das Dorf mit einer Strahlenkanone vernichten.

Lucy kann mit ihrem Langbogen das Flugboot abschießen. In letzter Sekunde befreien sie Annas, Alexandra und die Häuptlingsstochter Nadowessiu, bevor sie in den Flammen umkommen.

Nach der Befreiung suchen sie in einer Höhle vor dem nächsten Unwetter Schutz. Dort erholen sie sich von den Strapazen und Reneé kann ihre Mutter endlich kennen lernen. Danach machen sie sich auf den Weg zur Heimstätte. Häuptlingstochter Nadowessiu begleitet sie.

Unterwegs wird Reneés Mutter bei einem Kampf mit den Harpyien getötet und Reneé wird dabei schwer verletzt. Nach ihrer Genesung reiten sie zu der Burg von Ordensritter Albrecht von Brandenburg. Dort machen sie Bekanntschaft mit Kristanna, genannt Göndül, die Wölfin. Sie ist die Tochter des Gottes Lookken und eine Vertraute von Reneés Vater.

Während ihres dreiwöchigen Aufenthaltes in der Burg verliebt sich Reneé unsterblich in den Hausherren. Reneé muss einen Tjost auf Leben und Tod ausfechten, den sie gewinnt. Der Hausherr Albrecht von Brandenburg gibt sich ebenfalls als Vertrauter ihres Vaters zu erkennen. Er ist schon lange in sie verliebt und macht ihr

einen Heiratsantrag. Reneé nimmt den Heiratsantrag an, will aber erst ihren Vater suchen.

Bei einem Ausritt können Reneé und Lucy eine Karawane vor einer Horde Zentauren retten.

Mit viel Glück überstehen Reneé, Albrecht und Marc in der Burg danach einen Überfall durch einen Shinobi, einen Meuchelmörder.

Tage später werden Albrecht und Reneé, als sie zur Burg Krähenhorst reiten, von den Akatsuki angehalten. Sie fordern die Gefolgschaft Albrechts ein. Er geht zum Schein darauf ein und wird von ihnen mit einer Tätowierung am Arm versehen.

Nach drei Wochen verlassen sie die Burg Albrechts auf dem Weg zum Suwa-See.

Gevatter Tod

In Gedanken spucken bleiche Gespenster,
ob's mich fürchtet?
Sie schreien und jammern,
pochen ans Fenster.
Ich öffne das Tor einen Spalt,
mich schaudert's,
im Hintergrund ein grausliches Gefunkel,
aus wüsten Augen schauet der Tod.

VI. Folter und Tod

Bevor wir aufbrachen, hatte uns Marc den weiteren Weg zum Suwa-See beschrieben.

„Und wenn wir Glück haben, kommen wir so ungesehen an den deutsch-schwedischen Landsknechten von Hauptmann Grothusen vorbei“, fügte er optimistisch hinzu. „Denn ich bin nicht erpicht, mit diesem unberechenbaren Zeitgenossen zusammenzutreffen. Vor allem, wenn die Brieftaube für ihn bestimmt war!“ Sein Blick sprach Bände, als er mich dabei anschaute.

Zögernd musterte ich ihn mit schmalen Augen, schürzte bewusst abschätzig meine Lippen und meinte leger: „Der wird uns auch nicht aufhalten können!“ Und irgendwie war ich in meinem Unterbewusstsein davon überzeugt.

Ergeben nickte Marc und Lucy klopfte mir zustimmend auf die Schulter. Wir verließen danach die Burg mit einem Schuss Zuversicht, endlich einmal ohne Schwierigkeiten unser nächstes Ziel zu erreichen. Über das Kopfsteinpflaster hinweg machten wir uns auf den Weg zu Marcs Onkel und Tante.

In den drei Wochen auf der Burg hatte ich meine Wunden geleckt, seien sie seelischer oder körperlicher Art gewesen. Die Trauer um meine Mutter hatte ich tief in mein Innerstes verbannt. Albrecht hatte mir mit seiner Liebe dabei geholfen. Die Bilder vom gestrigen Abend gingen mir durch den Kopf. Wir hatten uns in dieser letzten Nacht bis zur Erschöpfung geliebt und ich sah sein enttäuschtes Gesicht vor mir, als ich ihm sagte, dass ich erst meinen Vater suchen wolle. Aber er verstehe mein Handeln, antwortete er. Ich konnte noch seine liebkosenden Hände auf meinem erhitzten Körper spüren, wie sie fordernd meinen Körper erkundeten und er mich von einem Höhepunkt zum nächsten führte. So eine exstatische Liebe hatte ich noch nie erfahren. Es

kostete meinen ganzen Willen, die Reise fortzusetzen und nicht bei ihm zu bleiben. Fast hätte ich meinen Entschluss, Vater zu suchen, revidiert.

Dumpf klapperten die Hufe auf der Holzbrücke, die den Burggraben überspannte. Ich drehte mich nochmals um, und sah Albrecht mit seinen wehenden schwarzen Haaren auf dem Bergfried stehen. Er hob nur kurz seine Hand, dann verschwand er in dem Turm.

Von meinen Zweifeln wusste keiner meiner Gefährten. Ich blickte auf den Rücken der vor mir reitenden Lucy. Seufzend murmelte ich: „Wer weiß, für was das alles gut ist“, und zog unser Packpferd hinter mir her, während ich ihr folgte.

In einem großen Bogen ritten wir in das ‚Freie Land‘ zurück, um danach auf die Straße der Karawanen abzubiegen, die uns zum Suwa-See führen würde.

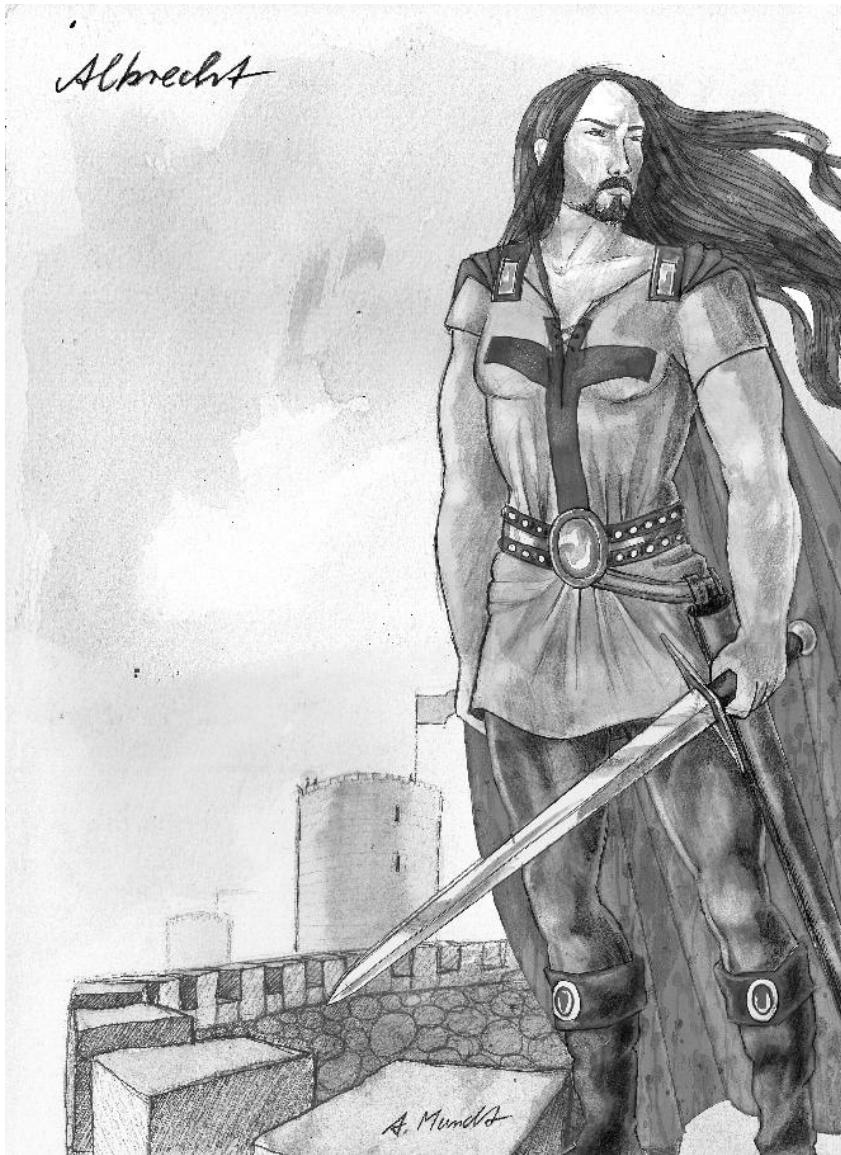
Wir durchquerten eine grüne Hügellandschaft, deren sanften Rundungen mich mit ihren Grasebenen und Heidegewächsen, den vielen großen Findlingen, den vereinzelten Ebereschen und Eichen, stark an die Highlands erinnerten.

Immer wieder ließ ich prüfend meine Augen über unsere Umgebung schweifen. Ich hatte das Gefühl, dass uns jemand verfolgte. Meine Befürchtung teilte ich meinen Gefährten mit. Aber trotz aller Aufmerksamkeit konnten wir keinen Verfolger ausmachen.

Wir ritten eine der vielen leichten Anhöhen empor, als plötzlich einige Rauchwolken über dem Hügel erschienen und Brandgeruch in unsere Nasen wehte. Wir zogen unsere Katanas, Lucy nahm den Langbogen aus der Hülle und zerrte einen Pfeil aus dem Köcher. Vorsichtig ritten wir weiter. Oben am Kamm zügelten wir unsere Pferde.

In etwa zweihundert Meter Entfernung standen mehrere Planwagen zu einer Wagenburg aufgestellt.

Albrecht



Drei der Wagen qualmten, und eine unheimliche Stille lag über der Senke. Keine Menschenseele war zu sehen, selbst die obligatorischen Aasfresser ließen sich nicht blicken. Der wolkenlose blaue Himmel über uns war wie leergefegt.

Mit einem mulmigen Gefühl schloss ich mich Marc an und folgte ihm langsam den Hügel hinab. Annas kam uns in einem größeren Abstand hinterher, während Lucy auf dem Hügel mit ihrem Bogen unsere Annäherung an die Karawane absicherte.

Behutsam und ständig die Umgehung überprüfend erreichten wir die Wagen.

Marc ritt wachsam in die Wagenburg hinein. Langsam, den Mustang nur mit meinen Schenkeln lenkend, folgte ich ihm, das Katana kampfbereit in meiner rechten Hand haltend, während meine linke den Griff der Saigabel umklammerte.

Annas zügelte ihren Mustang außerhalb der Wagenburg und beobachtete in angespannter Haltung unser Tun.

Wir fanden weder Menschen noch Tiere. Selbst die Wagen waren, bis auf ein paar Scherben und die zerfetzten Planen, leer.

Ich führte mein Katana in die Saya zurück. Marc bedeutete Lucy, weiter auf ihrem Posten zu bleiben, und stieg vom Pferd. Mit einem knappen Befehl trieb Annas ihren Mustang an und folgte uns vorsichtig in die Wagenburg.

Mit einem unbehaglichen Gefühl im Magen ritt ich an Marc vorbei bis zur Mitte des Platzes, wo ich einen runden Ring aus schwarzen Steinen bemerkt hatte. In der Mitte des Kreises lag eine Steinplatte, deren Oberfläche mit rötlichen Flecken gesprenkelt war. Ich stieg von meinem Mustang, um mir die Sache genauer anzusehen.

Marc folgte mir zu Fuß, sich argwöhnisch umschauend, während sein Mustang langsam hinter ihm her trottete.

„Bleib stehen!“, rief er plötzlich bestürzt, packte mich an der Schulter und zog mich ein Stück zurück.

Ich schüttelte seine Hand ab und schaute ihn erstaunt an.

Mit einer finsternen Miene meinte er: „Das sieht aus wie ein Hitomi gokū.“ Bevor ich fragen konnte, was das ist, murmelte er, wobei seine Stimme vor Anspannung vibrierte: „Ein Opferstein für Menschen.“

Entsetzt riss ich die Augen auf und deutete auf die Steinplatte. „Menschenopfer? Willst du damit sagen, die Menschen der Karawane sind dort geopfert worden?“ Mein Druck im Magen verhärtete sich zu einem Mühlstein, der meine Knie zittern ließ.

„Ich weiß es nicht, aber wir sollten schnellstens verschwinden. Die Luft ist wahrscheinlich noch mit dem Gift versetzt, das der Karawane zum Verhängnis wurde.“ Er drehte sich um und rief Annas zu: „Hitomi gokū!“

Hastig riss Annas ihr Pferd herum, verließ die Wagenburg in einem wilden Galopp und stob den Hang hinauf zu Lucy.

Immer noch fassungslos starnte ich auf den Opferstein. Urplötzlich kroch mir eine Gänsehaut über das Kreuz. Ich roch zwar nichts, wollte aber Marcs Bemerkung nicht in Frage stellen. Im Umdrehen bemerkte ich einen Stein, auf dem in weißer Farbe Ornamente aufgemalt waren. Ich bückte mich, um sie genauer zu betrachten.

Marc hatte die Ornamente ebenfalls gesehen und schüttelte wütend seinen Kopf. „Los komm!“ Er zog mich hoch und ohne Widerrede von mir sprangen wir auf unsere Pferde, die unruhig mit den Hufen scharrten, als würden sie das Unheimliche wittern. Ziemlich eilig verließen wir die Wagenburg. Bei Lucy und Annas angekommen, zügelten wir unsere Pferde.

Erregt und mit hochgezogenen Augenbrauen überfiel uns Lucy mit einem Wortschwall: „Was ist los? Ihr seht so aus, als hättet ihr den Leibhaftigen gesehen! Wer oder was ist Hitomi gokū?“

Marc gab ihr die Erklärung, während er aufmerksam die Umgebung beobachtete. Zum Schluss fügte er bitter hinzu: „Und diese Ornamente auf dem Stein sind dem Hitomi gokū-Clan des Ninja Sarutobi Sasuke zuzuordnen. Das ist ein Mörder, ein

ehemaliger Samurai, der mit Gift und Schwarzer Magie auf Niihama sein Unwesen treibt. Von seinem Clan werden leider auch Menschenopferungs-Zeremonien abgehalten. Einige seiner Gefolgsleute nennen sich Shárénrúmá, was wortwörtlich ‚Menschen abschlachten‘ bedeutet.“

Zornig brach es aus Annas heraus: „Bis jetzt konnte man ihm nicht beikommen! Selbst mein Bruder hat es nicht geschafft, ihn aufzuspüren. Er zieht sich immer in eine der Bergregionen am Öigawa-Fluß zurück. In den Höhlen dort gibt es viele Verstecke.“

Lucy packte ihren Langbogen weg und presste angewidert zwischen den Lippen hervor: „Da wir nicht mehr helfen können, sollten wir schnellstens von hier verschwinden.“

Ich nickte zustimmend. Froh, diesen schlimmen Ort verlassen zu können, lenkte ich meinen Mustang herum und ritt los. Bei einem Blick über meine Schulter sah ich, dass meine Gefährten mir, ohne lange zu zögern, folgten.

Nach Stunden angespannten Reitens, bei dem wir die Umgebung ständig überprüften, rasteten wir gegen Nachmittag in einem kleinen Tal, in dessen Mitte auf einer Anhöhe dreizehn riesige Felsblöcke zu einem Kreis aufgestellt waren. Zwei mächtige Felsbrocken, auf deren Spitze eine gewaltige Felsplatte lag, bildeten den Eingang.

Erstaunt starrte ich auf die Anlage. Sie erinnerte mich an das Ehrfurcht gebietende Stonehenge in der Gegend von Salisbury. Stonehenge war für mich stets ein Platz für Druiden und ihre geheimnisvollen Ritualen gewesen. Egal, welche anderen Erklärungen es für die fünftausend Jahre alte Kulturstätte gab. Ein leichter Schauer lief mir über den Rücken.

Die Lücken zwischen den Felsenblöcken wurden durch eine Art Ilexstrauch geschlossen, dessen rote Blüten in der Mittagssonne wie große Blutstropfen leuchteten. An den gezackten, sehr harten, dunkelgrünen Blätter dieser Stechpalmenart bildeten sie mit ihren

langen Dornen einen fast undurchdringlichen Schutzwall zwischen den Felsblöcken. Etwa drei Meter hohe Steine wachten wie übergroße Wächter über die Landschaft. In der Mitte der Anlage waren kleinere Felsquader um einen von Menschenhand behauenen Stein gruppiert, der einen überdimensionalen Thron darstellte.

Froh, dass wir ohne weitere Vorkommnisse diesen anscheinend sicheren Lagerplatz erreicht hatten, machten wir die Pferde an den starken Zweigen der Büsche fest, die an den Steinsäulen empor rankten. Ihre rot-gelb-farbigen Blütenkelche verströmten einen zarten Duft, der nach frischen Trauben roch.

Während meine Gefährten sich auf die Steinquader setzten, kletterte ich auf den riesigen Thron. Von dort aus hatte ich, zwischen den Steinwächtern hindurch, einen herrlichen Ausblick auf die vor uns liegende Landschaft. Linker Hand sah ich eine kleine Burg, die halb von hohem Buschwerk verdeckt wurde.

Bevor ich danach fragen konnte, erzählte Marc: „Diese Altarstätte hier wurde von dem französischen Tempelherrn Jakob Molay so etwa zwischen 1307 und 1311 errichtet. Der hatte in der realen Welt ziemlich viel Ärger mit dem französischen König Philipp IV. Irgendwann verschwand er mit seinen vierundfünfzig Ordensrittern und ward nicht mehr gesehen. Nicht weit von hier besaß er noch eine kleine Burg. Reneé, von deinem Platz aus kannst du sie sehen.“

Während ich von dem Sitz herunter stieg, fügte Marc hinzu: „Seitdem steht das Anwesen leer. Die abergläubischen Heiden hier meinen, er spukt mit seinen Getreuen in der Burg herum und manche sahen ihn öfter hier auf diesem Felsenthron sitzen.“

Annas und Lucy stellten aus den Vorräten, die Albrecht uns mitgegeben hatte, eine Vesper zusammen. Es gab getrockneten Fisch, einen herrlich duftenden rohen Schinken, Ziegenkäse, ein knuspriges Landbrot und dazu ein Pinot Noir aus dem Weinkeller Albrechts. Es schmeckte vorzüglich und die silberne Feldflasche

mit dem köstlichen Wein wurde zum Abschluss der Vesper herumgereicht.

Langsam baute sich unsere Anspannung ab und selbst Annas machte jetzt wieder ein zufriedenes Gesicht. Sie hatte die Begegnung mit der Wagenburg aus ihren Gedanken verbannt.

Ich bewunderte die feine Gravurarbeit auf der Feldflasche, trank einen Schluck und gab die Feldflasche an Annas weiter.

Meine Tante prostete uns zu und meinte nach einem Schluck: „Albrecht hat mir noch einen ausgezeichneten Muskateller von dem Johanniter Martin von Hohenstein mitgegeben. Der baut ihn in den Terrassenlandschaften um seine Burg herum an. Diese Steillagen mit dem fruchtbaren Löß geben ihm einen wunderbaren Geschmack. Ich durfte ihn in der Burg schon mal probieren. Ich fand ihn ausgezeichnet.“ Nach einem Augenblick der Stille meinte sie sinnierend: „Schon die alten Griechen und Römer fanden diese wohl älteste Kulturtraube, wohlschmeckend.“

Marc fragte in die Runde: „Wer hat noch Lust, weiterzureiten?“

Lucy und Annas schüttelten verneinend den Kopf und ich hatte eigentlich auch keine Lust mehr.

„So, wie es aussieht, keiner. Außerdem ist der Platz optimal zum Übernachten. Wir können hier nicht überrascht werden. Und da wir alle keine Angst vor den Geistern der Templer oder anderweitigen schlimmen Gesellen haben, können wir einigermaßen beruhigt das Lager aufschlagen“, antwortete ich deshalb Marc.

Marc war einverstanden und so errichteten wir unser Nachtlager. Lucy lief zu einem umgestürzten Baum am Hang, dessen abgestorbenen, vertrockneten Äste gutes Feuerholz versprachen.

Annas und Marc standen neben einem der Felsenwächter. Sie waren andächtig in ein Gespräch vertieft, so dass ich nicht stören wollte. Ich schlenderte zum Eingang und musterte zwischen den zwei mächtigen Felsen die Umgebung. Dabei sah ich nach Lucy,

die sich mit einem Holzbündel im Arm auf dem Rückweg befand. Plötzlich hörte ich helles Glockengebimmel und auf dem Hügel hinter Lucy tauchte eine Herde Ziegen auf. Sie wurden von zwei Hirten in langen braunen Kapuzenmänteln in unser Tal hinuntergetrieben. Die Hirten benutzten dafür einen langen Stab, der oben mit einer langen Metallspitze versehen war. Ich bedeutet Lucy, etwas schneller zu machen. Unbewusst tastete ich nach meinem Katana auf dem Rücken und der Saigabel an meiner Hüfte.

Mit langen Schritten hastete Lucy den Hang hinauf. Schnaufend kam sie an mir vorbei, und schmiss das Feuerholz in die Mitte des Platzes, wo Steine eine schon öfter gebrauchte Feuerstelle begrenzten.

Danach rief sie Marc und Annas zu: „Wir bekommen Besuch von einer ganzen Horde!“ Als Marc und Annas erschrocken ihre Katanas packten, beruhigte Lucy sie. „Eine Horde Ziegen, meinte ich.“ Sie zwinkerte ihnen schmunzelnd zu.

Marc drohte ihr kopfschüttelnd mit der Faust, danach stellten die beiden sich zu uns in den Durchlass. Gemeinsam beobachteten wir die näher kommende Herde.

Die Tiere wurden stetig größer. Wie alles auf Niihama, dachte ich im Stillen und beobachtete die zwei seltsam gekleideten Hirten. Mit ihren braunen Kutten sahen sie aus wie Mönche.

An der Seite ihrer Kutte baumelte zusätzlich zu dem Kampfstab ein langes Messer, das wie ein Kurzschwert aussah.

Lucy kniff die Augen zusammen, als sie die Messer und die Stäbe dieser Hirten genauer betrachtete. „Das gefällt mir überhaupt nicht“, murmelte sie. Sie schlenderte zu ihrem Lager, holte den japanischen Kurzbogen und kam mit dem Köcher voller Pfeile zu uns zurück. Danach stellte sie sich halb links vor die gewaltige Steinsäule des Eingangs.

Wir blieben am Eingang stehen, aber so, dass uns die Büsche etwas verdeckten und wir von den Ankommenden nicht sofort bemerkt werden konnten. Danach warteten wir auf die Reaktion

der beiden Hirten, die in diesem Moment Lucy vor der Templeranlage bemerkten.

Abrupt blieben sie stehen und starrten auf Lucy. Von ihren Gesichtern unter der Kapuze konnte man nicht viel erkennen. Für einen Moment sah es so aus, als würden sie auf geistiger Ebene miteinander kommunizieren. Sekunden später bewegten sie sich mit mehreren gleitenden Schritten auseinander. Der rechte Kuttenmann zog hinter seinem Rücken ein kleines, silbernes Horn hervor und blies hinein. Zwei klagende Töne erklangen und schwebten einen Augenblick in der klaren Luft über die Hügellandschaft.

Mit Erstaunen beobachteten wir, wie sich die Ziegen sammelten und wie von unsichtbarer Hand geleitet unterhalb der Templeranlage, das kleine Tal verließen.

Lucy, die an exponierter Stelle im Eingang stand, gab plötzlich einen Laut des Erschreckens von sich. Erregt deutete sie nach vorn: „Seht nur, da!“ Danach nahm sie ihren Bogen und Köcher vom Boden auf und deutete mit dem Bogen heftig auf den vor uns liegenden Hügel. Dort war ein weiterer Hirte in seiner braunen Kutte aufgetaucht. An seiner Seite waren vier der großen, gelben Wölfe, die von ihm an einer Kette geführt wurden.

Erschüttert von dem Anblick packte Annas die Hand von Marc, während dieser zischend seinen Atem ausstieß. Meine rechte Hand krampfte sich um die Saigabel an meiner Hüfte, als ich die unwirkliche Szene erblickte.

Noch einmal ertönte der klagende Ton und der Hirte mit dem Horn zeigte mit ausgestrecktem Arm auf Lucy.

Uns drei hatten sie augenscheinlich noch nicht bemerkt.

Auf dem Hügel deutete der Hirte ebenfalls auf Lucy, die mittlerweile einen Pfeil auf die Bogensehne gelegt hatte. Mit einem kurzen, trockenen Bellen lösten sich die Kresch von der Kette und vier gelbe Blitze stürzten sich den Hügel herab.

Wir griffen zu unseren Waffen, als ein hoher und schriller Schrei, der mir das Blut in den Adern gefrieren ließ, das ganze Szenario zum Stillstand brachte.

Lucy setzte den schussbereiten Bogen ab und verzog das Gesicht zu einer Grimasse. Ich versuchte, das schmerzende Nachklingen des Schreies in meinen Ohren zu ignorieren.

Die Kresch wuselten orientierungslos durcheinander und warteten jaulend und winselnd auf Anweisungen ihres Führers.

Suchend drehten wir uns nach dem Verursacher dieses grauenhaften Schreies um.

Auf dem Hügel schräg hinter uns erhob sich eine hochgewachsene, schattenhafte Gestalt aus dem Gras. Sie war in einen langen, bis zum Boden reichenden Umhang gehüllt und hatte einen zylinderähnlichen Hut auf, dessen Krempe das Gesicht weitgehend verdeckte. Umhang und Hut waren schwarz, so dass der unheimliche Eindruck der Gestalt noch verstärkt wurde, wenn das überhaupt nach diesem Schrei noch möglich war.

Marc schnaubte, verzog sein Gesicht, als hätte er Zahnschmerzen, und sagte leise: „Das wird jetzt aber sehr interessant. Ein Tohopka! Unser Verfolger! Haltet eure Waffen bereit, denn ich weiß nicht, ob er auch uns noch angreift, wenn er mit denen da unten fertig ist.“

Wir schauten ihn erstaunt an und Lucy, die ihren Bogen wieder schussbereit machte, fragte ganz unglaublich: „Was heißt hier, uns noch angreifen? Ich denke, er hat gegen die drei Hirten und die Wölfe keine Chance.“

„Wir werden sehen“, meinte Marc nur und umschloss mit der rechten Hand den Griff seines Katanas fester.

Ich schaute wieder zu dem Tohopka und sah, wie er sich langsam in Bewegung setzte. Er wurde schneller und schlug seinen wehenden Umhang auf, während er mit langen und dabei eleganten Sprüngen den Hügel herunter kam. Sekunden später

hielt er in jedem seiner vier Arme einen gebogenen Säbel, dessen Spitze in der späten Mittagssonne aufblitzte.

Sein letzter gewaltiger Sprung brachte ihn in die Mitte der unentschlossenen Wölfe, die auf Anweisungen ihres Hirten warteten. In einem Wirbel von aufblitzenden Klingen und panisch aufheulenden Kresch spritzte Blut in Fontänen über den Kampfplatz.

Ich hatte vielleicht viermal mit den Augen geblinzelt, da sah ich drei der großen, gelben Bestien mit abgetrennten Köpfen in ihrem Blut auf dem Boden liegen.

Der letzte Wolf versuchte humpelnd den Tohopka anzugreifen, aber mit einem hohen Satz über den Wolf hinweg besiegelte das Wilde Biest mit zwei seitlich geführten Hieben sein Schicksal. Jaulend sank der Wolf zusammen und blieb im Gras liegen. Der Tohopka blieb kurz bei dem noch zuckenden Körper des Wolfes stehen und trennte ihm dann mit dem Säbel in einer lässigen, ja fast überheblichen Bewegung den Kopf ab. Beinahe gemächlich stolzierte er danach mit seinen dünnen langen Beinen den drei Hirten entgegen. Dabei ließ er kein Auge von den Hirten, die ihn langsam, ihre Kampfstäbe bereithaltend, einkreisten.

Regungslos blieb der Tohopka stehen und wartete auf den Angriff. Die anschließende gespenstische und alpträumhafte Szenerie blieb mir noch lange im Gedächtnis haften.

Fast lautlos prallten die Gegner aufeinander. Für einen kurzen Augenblick sah es so aus, als könnten die drei Hirten den Tohopka in die Enge treiben. Aber durch das Wirbeln seiner Säbel, seine wendigen Sprünge und Drehungen konnten sie ihn letztendlich nicht stellen.

Keine der Parteien konnte sich einen entscheidenden Vorteil verschaffen und so entstand zwischen den Kämpfenden eine Pattsituation.

Lauernd umkreisten die Hirten den Tohopka und versuchten ihn zu einer unvorsichtigen Aktion zu verleiten. Immer wieder